



Leseprobe

Claire Alexander

Und morgen ein neuer Tag

Roman - Ein großer Frauenroman für die Leser*innen von Rosie Walsh und "Der Papierpalast".

»Claire Alexander ist die neue Cecelia Ahern!« denglers-buchkritik.de

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 20. April 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Was auch immer passiert, du bist nicht allein.

Seit mehr als drei Jahren hat Meredith ihr Haus nicht verlassen. Über das Warum – über das, was vor 1.214 Tagen geschah – spricht sie mit niemandem. Denn eigentlich ist doch alles in Ordnung: Sie arbeitet erfolgreich von zu Hause, bruncht am Küchentisch mit ihrer besten Freundin, liest in ihrem gemütlichen Ohrensessel und kocht Pasta Puttanesca. Aber dann tritt Tom in ihr Leben, und Meredith muss zugeben, dass sie nicht so glücklich ist wie sie vorgibt. Doch gerade als sie beginnt, sich Tom zu öffnen, holt ihre Vergangenheit sie schlagartig ein. Und Meredith begreift: Um wirklich zu leben, braucht es viel mehr als einen Schritt vor die Haustür ...



Autor

Claire Alexander

Claire Alexander lebt mit ihrer kleinen Familie an der Westküste Schottlands. Sie schreibt als freie Journalistin für *The Washington Post*, *The Independent*, *The Huffington Post* und *Glamour*. Wenn sie nicht gerade arbeitet oder Zeit mit ihrer Familie und den beiden Hunden verbringt, denkt sie beim Stand Up Paddeln über ihr nächstes Buch nach. »Und morgen ein neuer Tag« ist ihr Debütroman bei Goldmann.

Die englische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
»Meredith, Alone« bei Michael Joseph, PRH, London, UK.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2023

Copyright © der Originalausgabe 2022 by Claire Alexander,

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®

Redaktion: Anne-Catherine Geuder

LK · Herstellung: ik

Satz: Mediengestaltung Vornehm GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49433-0

www.goldmann-verlag.de

*Eine Reise von tausend Meilen beginnt mit
einem einzigen Schritt.*

Laotse (und Merediths Therapeutin Diane)

Prolog

Sechs Minuten bleiben mir noch für den Weg zum Bahnhof, mehr als genug in den flachen Stiefeln. Mein Trenchcoat hängt am Haken neben der Haustür, die rote Mütze steckt in einer der Taschen. Meine Handtasche mit allem, was ich für den Tag im Büro brauche, liegt auf dem Küchentisch. Ich habe mir die Haare frisch gewaschen und geglättet und die Lippen mit Gloss geschminkt. Passend zu meiner Mütze – Zufall, aber mir gefällt's.

Irgendwo zwischen Küche und Haustür spüre ich den Keim eines Zweifels, der mir im Hals sitzt. Er sitzt fest, lässt sich nicht herunterschlucken und auch nicht aushusten. Die Brust wird mir eng, die Handflächen glühen. Ein Kribbeln in den Armen wie von winzigen Elektroschocks. Die Augen fest auf den Fußboden geheftet, sehe ich meinen Füßen zu, wie sie über die Holzdielen schlurfen, die ich, vor gerade mal einem Monat, eigenhändig mit viel Sorgfalt und Mühe abgeschliffen habe. Fast ist es, als gehörten meine Füße gar nicht zu mir.

Ich sinke auf die Treppe, setze mich auf die dritte Stufe von unten und versuche zu schlucken. Immer noch starre ich unverwandt auf meine Füße in den dicken Socken. Die trage ich immer in den flachen Stiefeln, weil Schuhe mir immer zu groß oder zu klein sind und ich sie deshalb in der größeren Größe gekauft habe. Stolz und aufrecht stehen die Stiefel unter meinem Mantel am anderen Ende des Flurs, als stünden sie stramm. Ich weiß, dass sie da sind, aber sie bleiben unerreichbar.

Ich brauche bloß zur Tür zu gehen. Die Füße in die Stiefel zu

stecken und den Reißverschluss hochzuziehen. In den Mantel zu schlüpfen und die rote Mütze aufzusetzen. Mir die Tasche über die Schulter zu hängen und die Tür hinter mir abzuschließen. Ein paar simple Handgriffe, für die es keine Minute braucht. Wenn ich jetzt gehe, erwische ich den Zug vielleicht noch. Komme vielleicht noch pünktlich ins Büro.

Aber der Keim in meinem Hals wächst unaufhaltsam. Ich ringe um Luft. Niemand da, der mir helfen kann, und ich selbst kann mir auch nicht helfen, weil Arme und Beine brennen, als stünden sie in Flammen.

Irgendwann schaffe ich es, das Handy aus der Handtasche zu ziehen. Drei Stunden sind vergangen, ich habe zwölf verpasste Anrufe und kauere immer noch auf der dritten Stufe von unten.

Tag 1.214

Mittwoch, 14. November 2018

Ich heiße Meredith Maggs und habe das Haus seit 1.214 Tagen nicht mehr verlassen.

Tag 1.215

Donnerstag, 15. November 2018

Als er ankommt, räume ich gerade das Wohnzimmer auf. Zuerst parkt er seinen grauen Wagen vor meinem Haus. Dann marschiert er den Gartenpfad entlang. Er hat einen schmalen Ordner unter dem Arm und lange Beine. In drei großen Schritten ist er an der Tür.

Um 10:57 Uhr läutet der groß gewachsene Mann an meiner Haustür.

Ich mag pünktliche Menschen. Viel Besuch bekomme ich nicht – meine beste Freundin Sadie mit ihren Kindern James und Matilda sowie der Lieferfahrer von Tesco sind die Einzigen, die regelmäßig an meiner Tür schellen. Sadie ist meistens spät dran und immer völlig fertig, aber sie darf das, sie ist alleinerziehende Mutter und hat einen stressigen Job – als Krankenschwester in der Kardiologie im größten Krankenhaus von Glasgow. Der Tesco-Fahrer kommt immer auf die Minute pünktlich.

Ich atme tief durch und folge meinen Füßen in den marineblauen Converse auf ihrem Weg zur Tür. Schau auf meine rechte Hand, die nach der Klinke greift, zufasst, runterdrückt, zieht. Ich öffne die Tür, ganz langsam, und mustere ihn rasch. Kariertes Hemd, bis zum Hals zugeknöpft, unter marineblauem Dufflecoat. Ein paar Jahre jünger als ich, schätze ich. Oder vielleicht ist er auch bloß viel an der frischen Luft und in der Sonne. Er hat dunkle Haare, an den Seiten kurz, oben etwas länger. Ein freundliches Gesicht – ein offener Blick und ein herzliches Lächeln.

Wie gesagt, viel Besuch bekomme ich nicht. Aber der hier scheint in Ordnung zu sein.

Er reicht mir die Hand. »Meredith? Ich bin Tom McDermott von Helfende Hände, dem Freundesverein. Ich habe mich schon sehr darauf gefreut, Sie endlich kennenzulernen.«

Ich wünschte, das könnte ich von mir auch behaupten, aber zu den Dingen, auf die ich mich freue – und es ist, zugegeben, eine recht kurze Liste –, gehört dieser Besuch ganz bestimmt nicht. Fremde Menschen kennenzulernen war mir immer schon ein Gräuel. Vor allem solche, die mich nur besuchen, um sich zu vergewissern, dass ich Hygiene und Körperpflege nicht vernachlässige, langsam dahinsieche oder schon zum Frühstück Wodka saufe. Wenn alle Kästchen abgehakt und alle Formulare ausgefüllt sind, bin ich im Grunde genommen stinklangweilig.

Ich schüttele Tom McDermott die Hand, weil man das eben so macht. Er ist der erste Mann seit Gavin, der mich besucht – der goldige, liebenswerte Gavin, der es dann doch nicht mit meinen Alträumen aufnehmen konnte –, aber Angst habe ich keine. Tom McDermott wirkt so gar nicht bedrohlich, wie er da im karierten Hemd und Dufflecoat vor meiner Haustür steht.

Trotzdem lasse ich ihn nicht herein. Noch nicht. Und das, obwohl ich ihn, wenn auch widerwillig, selbst eingeladen habe, nachdem Sadie die Broschüre des Vereins unter einer Dose Tunnock's Teegebäck auf meinem Küchentisch deponiert hatte und ich notgedrungen tat, was man von mir erwartete. Dieselbe Broschüre, die Tom McDermott nun aus seinem Ordner fischt und mir unter die Nase hält. Ich verschränke die Hände hinter dem Rücken, als ich die fetten schwarzen Großbuchstaben sehe: *Wir nehmen Sie an die Hand*. Eine kindische Trotzreaktion, die außer mir natürlich niemand bemerkt.

Mein Blick bleibt an den zwei Menschen vorne auf der Bro-

schüre hängen. Vertraute Gesichter – ich sehe sie mehrmals am Tag, schließlich pappen sie, von einem Magneten in Herzform gehalten, seit geraumer Zeit an meiner Kühlschranksfront. Darauf zu sehen sind eine Frau mittleren Alters und ein Mann, alt genug, um ihr Großvater zu sein. Er sitzt winzig klein und verloren in einem Rollstuhl, mit milchig-trüben Augen und wirr abstehenden, fusseligen weißen Haarbüscheln auf dem Kopf, der fast zwischen den Schultern versinkt. Die beiden lächeln sich an und halten sich – getreu des Vereinsmottos – an den Händen.

»Ich dachte immer, solche Vereine seien nur was für alte Leute«, sage ich zu Tom McDermott, bereit, die Broschüre als Beweisstück A anzuführen.

»Tatsächlich sind wir für alle da, die einen Freund oder eine Freundin brauchen. Senioren, Teenager und alles dazwischen.«

»Ich habe Freunde«, sage ich nicht ganz wahrheitsgemäß.

»Aber Freunde kann man doch nie genug haben, oder?«

Darüber muss ich erst mal nachdenken. Wenn ich ehrlich bin, würde mein verschwindend kleiner Freundeskreis nicht mal als Kreis durchgehen – es sei denn, Katzen zählen auch dazu. Ich höre gar nicht richtig hin, was Tom über Lehrgänge und Risikobewertung und Verhaltensregeln erzählt, aber letztendlich siegt die Neugier, und ich lasse ihn ins Haus.

Ich konnte mein beinahe fertiges Puzzle von Gustav Klimts *Der Kuss* nicht vom Couchtisch räumen, also habe ich den Tisch stattdessen ganz vorsichtig an die Wand geschoben. Sollte Tom McDermott einen Tisch brauchen, können wir ja in die Küche durchgehen.

Ich lasse ihn im Wohnzimmer stehen und koche uns einen Tee. (»Kein Zucker – ich bin schon süß genug«, sagt er augenzwinkernd, und irgendwie wirkt es sehr sympathisch und kein biss-

chen anzüglich.) Als ich wiederkomme, kniet er vor dem Couchtisch und betrachtet fasziniert den *Kuss*.

»Wie lange haben Sie dafür gebraucht?«, fragt er.

»Ein paar Tage, immer mal eine halbe Stunde hier und da«, sage ich und stelle das Tablett mit dem Tee auf den Boden. Ich habe ein paar Schokoladenkekse dazugelegt.

»Wahnsinn«, sagt er, und ich denke, er meint das Puzzle, nicht die Kekse, aber dann greift er nach einem der Doppelkekse mit Schokoladencreme-Füllung und beißt ein Stückchen davon ab. Er bleibt auf dem Boden sitzen, die langen Beine überkreuzt, und spült den Keks mit einem Schluck Tee herunter. Für einen wildfremden Menschen macht er es sich in meinem Wohnzimmer fast schon unverschämt gemütlich. Ich hocke mich ans andere Ende der Couch, die heiße Teetasse angenehm warm in den Händen.

»Meredith, es ist mir wirklich ein Vergnügen, Sie kennenzulernen. Bevor wir zum angenehmen Teil übergehen, möchte ich Ihnen zuerst ein bisschen was über unseren Verein erzählen. Gegründet wurde er 1988 hier in Glasgow von einer Dame namens Ada Swinney, deren Mutter wegen fortschreitender Demenz das Haus nicht mehr verlassen konnte. Sinn und Zweck des Vereins ist heute noch derselbe wie damals – all jenen Gesellschaft, Freundschaft und Unterstützung anzubieten, die sie gerade brauchen.«

Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, also nippe ich nur an meinem Tee.

»Das Allerwichtigste ist, dass Sie sich zu jeder Zeit wohl und sicher fühlen. Sollte das einmal nicht der Fall sein, können Sie mich einfach bitten zu gehen. Das tue ich dann auch – ohne weitere Fragen!« Er nimmt ein paar Formulare aus seinem Ordner. »Wollen wir den langweiligen Papierkram zuerst erledigen?«

Ich beantworte brav seine Fragen und nicke an den richtigen Stellen, bis die Formulare wieder da sind, wo er sie hergeholt hat.

»Sie scheinen ja ein echter Puzzle-Profi zu sein«, sagt er. »Was machen Sie sonst noch so in Ihrer Freizeit?«

Nach einigen langen Sekunden, in denen Tom McDermott mich erwartungsvoll anlächelt – er hat, wie ich zugeben muss, wirklich warme, freundliche Augen – und ich ihn ausdruckslos anglotze, sage ich schließlich: »Ich lese viel.«

»Ja, das sehe ich!« Er weist auf die Bücher, die eine ganze Wohnzimmerwand einnehmen, und springt dann auf, erstaunlich behände für jemanden mit so langen Beinen. »Eine beachtliche Auswahl haben Sie da, Meredith. Jede Menge Klassiker ... Geschichte ... Kunst ... haben Sie auch ein erklärtes Lieblingsbuch?«

»Eine Gedichtsammlung. Emily Dickinson.« Ich trete zu ihm ans Regal und greife nach einem schmalen orangefarbenen Band, der Rücken weich und runzelig von Jahrzehnten des Gebrauchs und unzähligen Händen, viele davon weitaus älter als meine. Ich habe es in meinem Lieblingsantiquariat gekauft. *Für Violet, immer dein* steht handschriftlich auf der ersten Seite. Wie oft habe ich mich schon gefragt, wer Violet wohl war und wieso ich dieses Buch, das mit einer solchen Hingabe verschenkt wurde, für gerade einmal zwei Pfund habe erstehen können. Welche Geschichte auch immer dahinterstecken mag, mit diesem Büchlein in der Hand fühle ich mich sicher und geborgen.

»Ah. Sie hat eine Beerdigung im Gehirn gespürt, stimmt's? Genial.«

»Sie können es sich gerne ausleihen, wenn Sie möchten«, höre ich mich zu meiner eigenen Verwunderung sagen.

»Liebend gerne. Danke, Meredith. Ich verspreche Ihnen, ich passe gut darauf auf und bringe es wieder mit, wenn ich Sie das nächste Mal besuche.«

Ich bin ein bisschen verdattert. Eigentlich hatte ich erwartet, er würde – höflich, aber bestimmt – ablehnen und sagen, er könne

doch unmöglich mein Lieblingsbuch mitnehmen. Aber noch ehe ich mich wieder auf die Couch gesetzt habe, hat er es schon in seinen Ordner gesteckt und sich noch einen Schokoladenkeks genommen.

»Meredith, ich weiß, Sie haben das Haus schon seit geraumer Zeit nicht mehr verlassen«, sagt er.

»Eintausendzweihundertfünfzehn Tage«, sage ich.

»Eine ziemlich lange Zeit«, sagt er wieder.

»Tja, für mich ist sie nur so verflogen.«

»Wir brauchen nicht darüber zu reden, wenn Sie das nicht möchten.« Seine Stimme ist weich und freundlich, ein scharfer Kontrast zu meinem harschen Ton. »Ich bin hier, um Sie besser kennenzulernen. Ich möchte mehr über Sie und Ihr Leben erfahren, was Sie mögen und was nicht, wie Sie Ihre Zeit verbringen. Und ... na ja, vielleicht finden wir auch gemeinsam einen Weg für Sie zurück in die Welt?«

»Ich bin in der Welt«, erkläre ich trotzig.

»Ja, sind Sie. Aber ...«

»Und ich habe eine Katze. Fred.«

»Fred? Rogers oder Astaire?« Er grinst.

Ich nicht. »Bloß Fred.«

»Ich mag Katzen«, sagt er. Und allmählich kommt mir der Verdacht, Tom McDermott wird einfach alles gut finden, was ich sage. Mein Puzzle findet er den Wahnsinn. Er mag Emily Dickinson und Katzen. Und so langsam bereue ich es, ihm meine liebste Gedichtsammlung überlassen zu haben. Gut möglich, dass ich ihn – oder den heißgeliebten, verblichenen orangeroten Einband – nie wiedersehe. Ich überlege, ob ich das Buch zurückverlangen kann. Vielleicht muss er irgendwann aufs Klo und ich kann es heimlich aus dem Ordner mopsen und wieder auf das zweite Brett von oben mogeln, dort, wo es hingehört.

Aber er macht keinerlei Anstalten, aufs Klo zu müssen, und redet stattdessen lieber über Katzen.

»Und was ist, wenn Fred mal krank wird?«, will er wissen.

Tom McDermott unterschätzt mich. Die Fragen habe ich alle schon tausendmal gehört.

»Fred war noch nie krank«, erkläre ich stolz. »Aber für den Notfall habe ich meine beste Freundin Sadie. Sadie würde Fred dann für mich zum Tierarzt bringen.«

»Ach, wunderbar. Und was macht Sadie sonst noch so für Sie?«

»Einmal im Monat holt sie die Medikamente für mich ab. Mehr nicht. Sie ist meine Freundin, nicht meine Betreuerin.« Meine Schultern sind angespannt. »Sonst brauche ich nichts.«

»Und Sie arbeiten ... in Vollzeit?«

»Ich bin freiberufliche Texterin und Autorin, das kommt also auf die Auftragslage an. Aber ich habe genug zu tun.«

»Als Autorin? Klingt spannend.«

»Eigentlich nicht. Ich veröffentliche ja keine Artikel in der *New York Times* oder so was. Ich schreibe bloß Werbetexte und dergleichen, Webinhalte für Unternehmen.«

»Glauben Sie mir, das ist superspannend verglichen mit dem, was ich früher so gemacht habe.« Er zieht eine Grimasse. »Ich wurde letztes Jahr von meinem Job in der Finanzabteilung eines großen Konzerns ›freigestellt‹. Darum mache ich gerade eine kleine Auszeit und überlege mir, wie es weitergehen soll.«

Ich nicke bloß. Smalltalk war noch nie meine Stärke.

»Und Ihre Familie, Meredith? Kommt die Sie oft besuchen?«

Mein Magen schnürt sich zusammen. Hastig trinke ich einen großen Schluck Tee.

»Ist kompliziert«, brumme ich.

»Kompliziert, hm. Das kenne ich«, sagt er verständnisvoll. »Aber wir müssen auch nicht darüber reden, Meredith.«

»Meine Mutter lebt in der Nähe. Und meine Schwester auch. Fiona. Fee. Sie ist anderthalb Jahre älter als ich.«

»Und wie ist Ihre Schwester so?« Eigentlich eine ganz normale Frage.

»Anders als ich. Aber ich weiß eigentlich gar nichts mehr über sie. Wir reden schon lange nicht mehr miteinander. Ich habe sie und meine Mutter schon ewig nicht mehr gesehen.«

»Das klingt *wirklich* kompliziert«, meint Tom leise. Dann wartet er ab, und weil er mir Zeit lässt, ertappe ich mich tatsächlich bei dem Gedanken, ob ich ihm noch mehr erzählen soll. Aber mir fehlen schlicht die Worte, also gehe ich stattdessen in die Küche und hole noch ein paar Kekse.

Eine halbe Stunde später stehe ich an der Haustür und warte darauf, dass Tom McDermott sich verabschiedet und in drei großen Schritten über meinen Gartenpfad marschiert, in sein graues Auto steigt und wegfährt. Ich bin hundemüde von alledem ungewohnten Reden, all den Fragen, all der Sorge um mein Buch, all dem Vorgeben, mein Leben sei eine Zehn, wo es an den meisten Tagen doch nur mit Müh und Not an einer Sechs schrammt.

Er lässt sich Zeit und hat offensichtlich keine Eile zu gehen. Er hat sich bereits mehrfach für meine Gastfreundschaft bedankt, mir in die Augen geschaut und gesagt, dass er nächste Woche wiederkommt, wenn ich nichts dagegen habe. Fred beobachtet uns von seinem Lieblingsplatz, dem gemütlichen Sessel auf dem oberen Treppenabsatz. Für ihn ist Tom auch der erste Mann im Haus. Ich frage mich, ob Katzen so was merken. Irgendwie bin ich ganz froh, dass er nicht runtergekommen ist, um unseren Besucher zu begrüßen.

»Und denken Sie daran, Sie sind zu nichts verpflichtet«, sagt Tom. »Wenn Ihnen meine Witze auf den Keks gehen oder Sie es sich auf Dauer nicht leisten können, dass ich Ihnen dauernd das

ganze Gebäck wegfuttere, können Sie mir jederzeit sagen, ich soll Leine ziehen. Ich nehme es Ihnen auch nicht übel, versprochen.«

»Sie haben mein Lieblingsbuch eingepackt, wir werden uns also wohl oder übel wiedersehen müssen.«

»Stimmt auch wieder.« Er lächelt. »Und ich freue mich schon auf das neue Puzzle, an dem Sie dann bestimmt sitzen.«

»Ein Fliesenmosaik«, sage ich. »Ziemlich verzwickt.«

»Na dann, ich kann es kaum erwarten. Bis dahin, Meredith.«

Ich hebe die Hand, um ihm nachzuwinken, aber er bleibt in der Tür stehen.

»Nur noch eins, Meredith ... wenn Sie nichts dagegen haben? Ich frage mich, es muss doch bestimmt irgendetwas geben, das Sie früher gemacht haben, das Ihnen heute fehlt? Etwas, das man zu Hause nicht machen kann?«

Es hat angefangen zu regnen. Tom McDermott knöpft sich den Dufflecoat zu. Hinter seinem Kopf ziehen dichte graue Wolken über den spätnachmittäglichen Himmel auf mich zu. Ich bemerke sie, ohne hinzuschauen. Unauffällig schiebe ich mich rückwärts durch die Tür, weg von alledem da draußen.

»Schwimmen. Ich liebe Schwimmen«, sage ich leise.

»Ich bin Nichtschwimmer«, gesteht er. »Ein bisschen Paddeln kann ich, das war's auch schon. Egal ...« Er zieht den Mantelkragen enger um den Hals und schüttelt sich einen einzelnen Regentropfen von der Nase. »Wenn es so weitergeht, muss ich nach Hause schwimmen. Auf Wiedersehen, Meredith. Machen Sie es gut.«

»Sie auch, Tom McDermott«, flüstere ich, während ich die Tür schließe.

Nachts träume ich, ich paddelte mit Emily Dickinson über einen riesig großen See. Tom McDermott und der alte Mann von der Broschüre sitzen am Ufer und schauen uns zu und winken und mümmeln Schokoladenkekse.

Tag 1.219

Montag, 19. November 2018

Ich schaue auf die Uhr. 8:19 Uhr. Beinahe auf die Minute pünktlich. Mehr als genug Zeit für eine kleine morgendliche Trainingseinheit, bevor ich dann um 8:54 Uhr die Frühstückseier aufsetze. Zwei Eier, fünf Minuten, für den perfekt flüssigen Dotter. Drei Tage hat es gebraucht, bis ich das raus hatte, aber das war es wert.

Doch vor den perfekten Eiern kommen zuerst noch zwanzig Minuten Cardio. Es war eine kleine Offenbarung dahinterzukommen, dass bloß zwanzig Minuten Training am Tag – mit einem Ruhetag meiner Wahl dazwischen – mehr als genug sind, um fit und in Form zu bleiben. Ich habe ein Lieblingsworkout auf YouTube, aber hin und wieder mache ich auch mal was anderes, nur der Abwechslung wegen, damit es nicht langweilig wird. Und das Schöne am häuslichen Training, so ganz allein, ist, dass niemand sieht, wie ich nach sechs Runden Liegestützen und Strecksprüngen keuchend nach Luft schnappe.

Auf das Cardio-Training folgt immer ein bisschen Entspannung: Dehnen, Atemübungen und positive Affirmationen. »Ich nehme mich selbst bedingungslos an«, gehört zu den neuesten Sätzen in meinem Repertoire. Heute Morgen kämpfe ich wieder einmal damit, mir das selbst abzunehmen; leicht über die Lippen geht es mir nicht. Diane, meine Therapeutin, sagt, ich soll trotzdem weitermachen, es müsse mir zur Gewohnheit werden, damit der neue Glaubenssatz wirken kann. Ich habe ihr gesagt, ich sei mir nicht sicher, ob man schamlose Lügen als Affirmatio-

nen benutzen sollte, was schließlich zu einem langen Hin und Her über Selbstsabotage führte.

Das morgendliche Fitnessstraining beendet, die Eier im Topf, stecke ich zwei Scheiben Sonnenblumenbrot in den Toaster und röste sie golden braun. Ich streiche eine bisschen Butter darauf, schneide sie fein säuberlich in schmale Streifen und platziere sie auf einem Teller. Als Nächstes kommen die Eier in die gepunkteten Becher und werden geköpft (das Beste an der ganzen Sache), und dann setze ich mich mit meinem Tee, die Tasse passend zu den Eierbechern, an den Tisch. Es ist 8:59 Uhr. Perfekt. Solche kleinen Erfolgserlebnisse bereiten mir ein geradezu diebisches Vergnügen.

Danach arbeite ich ein paar Stunden offline, mache mir zum Mittagessen ein Käse-Gurken-Sandwich und gehe schließlich ins Netz. Ich versuche, meine Online-Zeit zu begrenzen, weil ich nur zu gut weiß, wie leicht man sich in den unendlichen Weiten des Webs verfransen kann. Eine Stunde im Netz kommt einem vor wie zehn Sekunden in der realen Welt. Ich habe mir sogar mal einen Zeitplan erstellt, ihn allerdings schnell wieder verworfen, weil er überhaupt keinen Spielraum ließ für spontane Google-Momente, wie beispielsweise, wenn man ganz dringend ein Rezept für Béchamelsoße braucht oder sich partout nicht an den Namen der fünften Ehefrau von Heinrich dem Achten erinnern kann (der fiel mir neulich zum Thema Frauenfeindlichkeit ein, und immer verwechsele ich die Katherinas).

Ich weiß, manche Menschen halten das Internet für die Wurzel allen Übels, aber ohne Netz könnte ich hier so ganz alleine nicht überleben. Buchstäblich. Alles, was ich zum Leben brauche, kann ich mir bequem nach Hause liefern lassen, oft sogar innerhalb von vierundzwanzig Stunden. Frische Milch und Tampons und Batterien und Bücher. Ich muss nicht mal die Haustür

aufmachen, wenn mir gerade nicht nach fremden Menschen ist. Ich habe einen Postkasten an der Haustür, groß genug selbst für Pakete. Eigenhändig angebracht und ziemlich stolz darauf.

Glücklicherweise habe ich irgendwann eine clevere App entdeckt, die meine Verweildauer im Netz nachhält und automatisch die Verbindung trennt, sobald mein Tageslimit von acht Stunden erreicht ist. Bis zu sechs Stunden bin ich der Arbeit wegen online, je nachdem, an wie vielen Projekten ich gerade sitze, mir bleiben also täglich nur noch zwei Stunden für misogyne Monarchen und alles andere. Und jedes Mal wundere ich mich wieder, wenn mein Limit erreicht ist. Aber es zwingt mich dazu, meine Zeit sinnvoll zu nutzen und auch noch andere Sachen zu machen.

Ich lese die neuesten Nachrichten (heute ist Weltmännertag, und sofort rattert mein Hirn einen ganzen Rattenschwanz an Meinungen und Gedanken zum Thema toxische Männlichkeit herunter), dann gehe ich auf GemeinsamSindWirStark, das Online-Selbsthilfe-Forum, bei dem ich mich angemeldet habe, nachdem Sadie mir irgendwann einen Link mit dem Betreff »GUCK DIR DAS AN!!!« geschickt hatte. Wieder mal eine ihrer genialen Ideen. Von denen hat sie viele. Ständig schickt sie mir Links zu neuen Büchern oder Artikeln, immer in der Hoffnung, irgendwas davon könne mir den entscheidenden Schubs versetzen, wieder ein normaler Mensch zu werden. Sie mailt mir Restaurantkritiken, schickt mir Groupon-Deals für Spa-Wochenenden und Nachmittagstee-Angebote. *Nur so*, schreibt sie dazu. Ich lösche sie ausnahmslos, ohne sie überhaupt zu lesen. Ich weiß, Sadie meint es nur gut, aber ich will meine Freizeit nicht damit verplempern, irgendwelche Forschungsarbeiten über Sozialphobien zu lesen oder Bücher über Platzangst von Menschen mit wahllos aneinandergereihten Buchstabenkürzeln hinter dem Namen.

Nur, damit wir uns nicht missverstehen, ich habe so was nicht.

GemeinsamSindWirStark war eine von Sadies besseren Ideen. Ich mag die Anonymität von Internetbekanntschaften, und es ist irgendwie tröstlich zu wissen, dass ich nicht die Verrückteste im ganzen Land bin. Heute sind achtundneunzig User online – ziemlich normal für einen Montagmorgen. Abends und am Wochenende ist deutlich mehr los, logisch. Ich habe das große Glück, von zu Hause zu arbeiten und mir meine Arbeitszeit frei einteilen zu können und nicht im üblichen Neun-bis-fünf-Hamsterrad festzustecken. Das vermisse ich kein bisschen. Oft arbeite ich bis spätnachts – ich finde es herrlich, wach zu sein, während die Stadt ringsum längst schläft.

Ich sage einigen der üblichen Verdächtigen Hallo und erkundige mich, wie ihr Wochenende so war. Janice (WEEJAN) hatte Stress mit ihrer aufmüpfigen Teenie-Tochter, hat es aber in einem Akt bewundernswerter Selbstbeherrschung geschafft, nicht gleich die ganze Quality-Street-Dose leer zu futtern (sie hat bloß acht Pralinen gegessen und sich hinterher auch nicht übergeben). Gary (RESCUEMEPLZ) erzählt von seinem katastrophalen Absturz – allen guten Vorsätzen zum Trotz –, aber was soll er auch machen, wenn die Wartezeit für einen Therapieplatz mittlerweile achtzehn Monate beträgt? Ich erzähle ihm, dass ich zwölf Monate habe warten müssen, bis meine Therapeutin Diane einen Platz für mich freihatte. Sie ist zwar nicht unbedingt mein Lieblingsmensch, aber nach den Gesprächen mit ihr geht es mir immerhin nicht schlechter als vorher. Janice schlägt vor, er solle sich doch für fünfzig Pfund die Stunde selbst einen Therapeuten suchen. Gary meint, die Zeiten seien hart, und er könne es sich nicht leisten, fünfzig Pfund die Stunde für so was hinzublättern. Worauf Janice etwas spitz anmerkt, dass er für Bier und Wodka doch bestimmt genauso viel in der Woche ausgibt, was nicht besonders gut ankommt. Ich lasse die beiden weiter über die Gefährlichkeit

eigenmächtiger Selbstmedikation und die Stärken und Schwächen des Gesundheitssystems zanken. Wie üblich werden sie sich endlos im Kreis drehen und am Ende zu keinem Ergebnis kommen. Gerade will ich mich schon ausloggen, als ein privates Chatfenster auf dem Monitor aufpoppt.

CATLADY29: Hallo?

Mein Cursor schwebt unschlüssig über dem Profilbild – eine flauschige weiße Katze, die mir unwillkürlich ein Lächeln entlockt. Rasch überfliege ich die dazugehörigen Angaben: weiblich, 29, Glasgow.

PUZZLEGIRL: Hi! 😊

CATLADY29: Ich weiß nicht, ob ich das so richtig mache. Ich bin zum ersten Mal hier ... Ich brauche einfach nur jemanden zum Reden ... 😞

PUZZLEGIRL: Hey, ja, alles gut. Ich bin Meredith.

CATLADY29: Hi Meredith. Ich bin Celeste.

PUZZLEGIRL: Hi Celeste. Ich habe gesehen, du wohnst in Glasgow? Immer schön, andere Weegies kennenzulernen.

CATLADY29: Dann kommst du auch aus Glasgow? Oh, prima, da hat man gleich das Gefühl, mit einem echten Menschen zu reden. Wo wohnst du denn?

PUZZLEGIRL: Ich bin auf jeden Fall echt. 😊

CATLADY29: Ich bin gerade in eine neue Wohnung in der Stadtmitte gezogen. Um die Ecke von der Kunsthochschule.

PUZZLEGIRL: Echt jetzt? Das ist mein altes Pflaster. Die guten alten Zeiten!

CATLADY29: Ich wohne in der Sanderson Street.

PUZZLEGIRL: Nicht im Ernst. Da habe ich auch mal gewohnt. Hausnummer 48. Wohnung A.

CATLADY29: Meredith, das glaubst du mir jetzt nicht. Ich wohne in 48D.

PUZZLEGIRL: OMG! Wie verrückt ist das denn? Die Wohnung gleich oben drüber!

CATLADY29: Wahnsinn, oder? Bis wann hast du denn hier gewohnt?

PUZZLEGIRL: Ich bin vor ungefähr fünf Jahren ausgezogen. Dachte, es wird Zeit, den Sprung ins kalte Wasser zu wagen und mir was Eigenes zu kaufen. Wie gefällt's dir da?

CATLADY29: Die Lage ist grandios. Aber die Wohnung ist winzig. Kaum größer als ein Katzenklo.

PUZZLEGIRL: LOL! Daran kann ich mich noch gut erinnern. Wo wir gerade bei Katzen sind ... wer ist denn die weiße Schönheit auf deinem Profifoto?

CATLADY29: Ah, ja, das ist die Katze meiner Mutter. Lucy. Haustiere sind hier leider nicht gestattet. 😞

PUZZLEGIRL: Ich habe auch eine Katze. Einen Kater, genauer gesagt. Fred heißt er.

CATLADY29: Wow ... du Glückliche! Du musst ihn als Profifoto hochladen, damit ich ihn sehen kann!

PUZZLEGIRL: Mache ich! Er hat es verdient, dass man ihn überall herumzeigt. 😊

CATLADY29: Es ist wirklich nett, dich kennenzulernen, Meredith. Was treibt dich denn hierher?

Meine Finger fliegen nur so über die Tastatur und tippen meine Standardantwort.

PUZZLEGIRL: Das Gemeinschaftsgefühl und die gegenseitige Unterstützung. Ich habe ein paar psychische Probleme.

CATLADY29: Ich hoffe, das war nicht zu übergriffig?

PUZZLEGIRL: Nein, überhaupt nicht. 😊

CATLADY29: 😊 Also, wie läuft das hier so?

PUZZLEGIRL: Na ja, es gibt verschiedene Unterforen zu unterschiedlichen Themen. Depression, Sucht, posttraumatische Belastungsstörungen ... eigentlich alles. Ehrenamtliche überwachen und moderieren das Ganze. Es gibt jede Menge Ratgeberseiten mit Links zu professionellen Beratungsdiensten und anderen Anlaufstellen. Und man kann sich privat unterhalten, sowohl in der Gruppe als auch unter vier Augen. So wie wir beide jetzt.

CATLADY29: Ich finde es ein bisschen einschüchternd, ehrlich gesagt.

PUZZLEGIRL: Hey, schon okay. Ich kann nicht versprechen, dir zu helfen, aber ich höre dir gerne zu, wenn du über irgendwas reden möchtest.

Ich stelle mir vor, wie sie vor ihrem Bildschirm sitzt, hin und her gerissen, ob sie sich dieser wildfremden Frau einfach anvertrauen soll oder lieber nicht. Sich unschlüssig zu entscheiden versucht, ob es helfen würde, jemandem zu erzählen, was ihr gerade durch den Kopf geht oder ihr Albträume bereitet, oder ob das alles nur noch schlimmer machen würde. Die Frage kann ich ihr nicht beantworten. Auch nach beinahe zwei Jahren habe ich Janice und Gary noch nicht die ganze Wahrheit erzählt.

CATLADY29: Eigentlich würde ich am liebsten noch ein bisschen über Katzen reden, wenn du nichts dagegen hast?

PUZZLEGIRL: Ich wüsste nicht, was ich lieber täte. 😊

Am Ende quatschen wir eine halbe Ewigkeit, nicht nur über unsere einvernehmliche Liebe zu Katzen, sondern auch über Liza, die immer noch in 48B wohnt und ihre nassen Höschen zum Trocknen übers Fensterbrett hängt. Ich sage Celeste, ich hätte eigentlich gedacht, sie hätte ihre Lektion gelernt, als eine Windböe einmal ihren schwarzen Spitzentanga direkt vor den Nummer-60-Bus geweht hat, so um 2002. Celeste sagt, sie glaubt nicht, dass Liza heute noch schwarze Spitzentangas trägt, und schickt mehrere Smileys hinterher, und ich muss laut lachen.

Dann fällt mir plötzlich ein, dass Sadie bald hier sein wird – gestern Abend hat sie mir geschrieben, sie wolle zuerst James aus der Schule abholen und dann auf dem Rückweg kurz bei mir vorbeischaun. Ich verabschiede mich von Celeste mit den Worten, dass es schön war, mit ihr zu reden, und das ist noch nicht mal nur so dahergesagt.

Sadie kam irgendwann mitten im fünften Schuljahr in unsere Klasse, einen Kopf größer als die Jungs und genauso kess wie ihre freche Frisur. So blond, dass sie schon fast weiß waren, trug sie die Haare rasselkurz mit freigeschnittenen Ohren. Die anderen Mädchen aus unserer Klasse beäugten sie abfällig hinter dauergewellten Gardinen, aber mich erinnerte sie an die Models aus Mamas Freeman-Versandhauskatalog. Ich hatte weder kringelige Löckchen noch Sadies coole Kurzhaarfrisur; Mama weigerte sich rundweg, Geld für so einen unnötigen Luxus zu verplempern. Ich hatte lange, glatte Haare in immer derselben öden Farbe.

Mr Brokes setzte Sadie in Englisch neben mich, und nach kurzem Kreuzverhör (ja, ich hatte *Twin Peaks* gesehen, wobei ich *Home and Away* und *Neighbors* wesentlich lieber mochte, mein Liebling bei New Kids on the Block war Donnie) wurden wir Freundinnen.

»Du hast den Test bestanden«, erklärte sie mir ein paar Jahre später.

»Du nicht, aber ich hatte Mitleid mit dir«, entgegnete ich, ohne eine Miene zu verziehen.

»Wir sind wie Salz und Pfeffer«, meinte sie. »Grundverschieden, aber zusammen einfach unschlagbar.«

Sie besucht mich, sooft sie kann, manchmal mit den Kindern im Schlepptau. James und Matilda wohnen abwechselnd bei Sadie und ihrem Exmann Steve, der Gitarrist in einer Led-Zeppelin-Coverband ist und sie sechs Monate nach Matildas Geburt für ein Groupie verlassen hat. Sadie ist ein Teufelsweib. Als Steve eines Samstagmorgens über einer Schüssel Frühstücksflocken seinen unmittelbar bevorstehenden Abgang ankündigte, sagte Sadie bloß trocken: »Du hast echt ein Groupie?« Nachdem er dann mit seinem ramponierten Gitarrenkoffer von dannen gezogen war, marschierte Sadie schnurstracks in die Garage und übergoss seine heißgeliebte Gibson Les Paul mit rosaroter Farbe. Dann schoss sie mit der Gitarre in der Hand und erhobenem Mittelfinger ein Selfie und schrieb als Bildunterschrift dazu: *Eine kleine Erinnerung an deine Tochter. Dieselbe Farbe wie ihr Kinderzimmer.*

Das war vor ungefähr einem Jahr, und die beiden verstehen sich inzwischen so gut, wie man sich eben verstehen kann, wenn einer von beiden den anderen erst betrogen und dann schnöde sitzengelassen hat. Steves Groupie hat ihn nur ein paar Wochen, nachdem sie sich in seine Gitarrenriffs verknallt hatte, schon

wieder abserviert, woraufhin er postwendend vor der Tür ihres gemeinsamen Zuhauses auftauchte und Sadie auf Knien anflehte, ihm zu verzeihen. Aber da hatte sie längst die Schlösser ausgetauscht. Und als er versuchte, sie mit einem durch den Briefschlitz geklumpften Liebeslied zu bezirzen, drehte Sadie die Red Hot Chili Peppers bis zum Anschlag auf und brüllte: »John Frucciante – DAS ist mal ein Gitarrist!«

Einmal im Monat hat Sadie ein kinderfreies Wochenende und versucht dann, so viel wie irgend möglich in diese beiden Tage zu quetschen. Einmal schaute sie zwischen dem dritten und vierten Date des Tages (Mittagessen und Abendessen; Frühstück und Brunch hatte sie schon hinter sich) bei mir vorbei. »Ich habe ein unglaublich schmales Dating-Fenster«, erklärte sie mit hochgezogenen Augenbrauen. »Also hör auf, mich so schief von der Seite anzugucken, stell das Teewasser an, und ich erzähle dir von Larry, der noch bei seiner Mutter wohnt.«

Ich gucke Sadie eigentlich gar nicht schief von der Seite an. Jedenfalls nicht mehr als jeden anderen Menschen. Wenn überhaupt, dann bin ich heimlich fasziniert von ihren Dating-Eskapaden. Es ist so lange her, dass ich eine Verabredung hatte, dass es mir vorkommt wie in einem anderen Leben. »Du solltest dir eine Dating-App runterladen«, hat Sadie mir mal geraten. »Nur so zum Spaß. Man weiß ja nie – vielleicht lernst du da jemanden kennen, für den du wie ein geölter Kugelblitz zur Haustür hinausfegst. Und wenn ich dann später vorbeikomme, finde ich nur noch ein meredithförmiges Loch in der Tür vor.«

Ich lache verlegen. Wir wissen beide nur zu gut, dass es wesentlich mehr brauchen würde, um mich aus dem Haus zu locken.

Der Gedanke, drei volle Tage nicht aus dem Haus zu gehen, von drei vollen Jahren ganz zu schweigen, ist Sadie derart fremd, dass sie es im ersten Monat gar nicht glauben konnte. Bis sie eines

Abends hier hereingeschneit ist und ich unter dem Küchentisch lag. Ab da hat sie es dann ziemlich ernst genommen.

Genauso schwer fällt es Sadie zu begreifen, dass ich damit eigentlich ganz zufrieden bin. Oder zumindest zufriedener als zu der Zeit, als ich unter dem Küchentisch lag. Ich glaube, sie hat es inzwischen kapiert, aber hin und wieder muss sie es trotzdem zur Sprache bringen.

»Und was ist mit Leuten?«, fragt sie dann.

»Was für Leuten?«

»Anderen Leuten! Leute, die man draußen auf der Straße trifft. Irgendwelche dahergelaufenen Leute, die das Leben spannender machen.«

»Welche dahergelaufenen Leute haben mein Leben denn bitte bisher spannender gemacht?«

»Weißt du noch, der eine Abend ... als wir diesen Typen getroffen haben, der dir aus der Hand gelesen hat?«

»Der Typ, der meinte, ich werde mal Köchin, nein, Küchenchefin?«

»Könnte doch noch sein!«

»Tja, aber ich glaube kaum, dass ich in diesem Leben noch sechs Kinder bekommen werde.«

»Man kann nie wissen.«

»Das wüsste ich aber.«

»Okay, dann war er als Wahrsager halt eine Niete. Aber fehlen dir solche Abende nicht? Abende mit ulkigen, interessanten, herrlich bekloppten Leuten?«

»Sadie, an die meisten erinnere ich mich nicht mal mehr. So interessant waren die gar nicht.«

Sie macht ein langes Gesicht, und mir tut es gleich wieder leid. Die Leute, die wir beim Weggehen kennengelernt haben, waren eigentlich nur Beiwerk. Wir haben uns die Welt gemacht, wie sie

uns gefällt, Sadie und ich, sind von Bar zu Bar gezogen, haben gelacht und getanzt und uns die Zukunft in den schillerndsten Farben ausgemalt.

»Fehlt dir nicht manchmal der Blickkontakt?« Sie fragt das ganz leise, als fürchtete sie, ich müsse vielleicht weinen. »Anderen Menschen in die Augen zu schauen?«

»Ich schaue dir doch gerade in die Augen«, erwidere ich sanft.

»Ja, aber meine Augen musst du doch allmählich satt haben.«

»Im Leben nicht. Deine Augen sind wunderschön. Je nach Stimmung ändern sie sogar die Farbe.«

Sie schielt mich an und streckt mir die Zunge raus. »Sind sie jetzt immer noch wunderschön?«

Ich lächele sie bloß an, meine lustige Freundin, die einfach alles für mich tun würde.

Aber wie ein Hund mit seinem Knochen lässt sie immer noch nicht locker. »Und was ist mit frischer Luft?«

»Meine Fenster stehen immer offen, und gelegentlich stecke ich den Kopf zur Hintertür raus und nehme einen ordentlichen Atemzug von Glasgows feinstem Stöffchen.«

»Meredith, verarschen kann ich mich selbst.«

»Ich verarsche dich doch gar nicht.«

Und so geht es hin und her, bis einer von uns die Faxen dicke hat und wir über was anderes reden.

»Ich kann es nicht ertragen, dich so zu sehen«, hat sie letztes Jahr an Heiligabend zu mir gesagt, nachdem wir uns beschenkt hatten und ein paar Partykracher hatten knallen lassen und uns dann fest in die Arme nahmen. Sie war auf dem Weg zu Steve, um James und Matilda abzuholen, und dann anschließend nach Hause zu fahren und das Weihnachtssessen für die ganze Familie vorzubereiten.

Ich war einen Schritt zurückgetreten und hatte geseufzt. »Wie, so?«

»So ... allein.«

»Ich bin doch nicht allein, Sadie. Ich habe Fred.« Wie immer zur Stelle, wenn man ihn brauchte, miaute er laut aus der Küche. »Und ich bin auch nicht einsam oder unglücklich. War ich mal, aber jetzt nicht mehr.«

»Niemand sollte an Weihnachten allein sein«, hatte sie mir unwirsch erklärt, damit man nicht merkte, wie sehr sie das mitnahm.

»Ich habe Fred«, sagte ich noch einmal. »Ich schaue mir *Manche mögen's heiß* an und setze mich an mein neues Puzzle. Darauf freue ich mich schon.«

»Du und deine Puzzles!« Sie klang schon nicht mehr ganz so unwirsch. Dann boxte sie mich sachte gegen den Arm und zog die Haustür hinter sich zu. Ich blieb eine Weile reglos stehen, die Hand fest gegen meine Seite des Türrahmens gepresst. Manchmal, wenn sie wieder weg ist, fühlt es sich an, als wäre alles Leben aus dem Haus gesaugt worden.

Heute hat James eine Erkältung, Matilda einen neuen Zahn und Sadie einen Kater. »Wir bleiben nicht lange«, verspricht sie, während die drei Mützen und Mäntel und Stiefel im ganzen Flur verteilen. Fred hat für Kinder nichts übrig, er versteckt sich derweil lieber unter meinem Bett.

»Was hast du denn bloß angestellt?«, frage ich sie. »Du siehst ja völlig fertig aus«, setze ich hinterher, wie nur allerbeste Freundinnen es dürfen. »Wobei ...« Ich gucke noch mal genauer hin. »Irgendwie siehst du auch *unverschämt gut* aus. Deine Augen strahlen.«

»Ich habe jemanden kennengelernt«, raunt sie mir zu und kann sich das Grinsen nicht verkneifen. Sie guckt mich vielsagend an und meint, das sei nichts für Kinderohren. Während sie eine voll-

gestopfte Spielzeugtasche auf dem Wohnzimmerboden ausleert und jedem der Kinder einen Keks gibt, koche ich uns einen Tee und türme Naschkram für Erwachsene auf meinen alten Lieblingsteller – eins meiner famossten eBay-Fundstücke.

»Ich kriege keinen Bissen runter«, erklärt Sadie zwischen zwei Schlucken Tee. »Oh, die sehen aber gut aus. Vielleicht ein ganz kleines Stückchen.« Beherzt beißt sie in einen Schoko-Erdnussbutter-Brownie. »Mer, die sind ja unglaublich!«

»Ja, aber jetzt zu diesem Jemand.«

»Colin«, sagt sie, und ich schwöre, sie wird rot und ihre Augen leuchten, als sie seinen Namen sagt. »Wir haben uns online kennengelernt, vor zwei Wochen.« Sie greift quer über den Tisch nach meiner Hand. »Ich bin ja so happy, Mer.«

Bei zwei Tassen Tee erzählt sie mir dann, dass Colin zweiundvierzig ist, Schreiner, geschieden, keine Kinder, aber überhaupt kein Problem damit hat, eine alleinerziehende Mutter zu daten. (»Ganz im Gegensatz zu den meisten anderen Idioten, die ich so kennenlerne«, setzt sie hinterher.) Er ist großzügig, er ist witzig, er nimmt sich selbst nicht so wichtig, er ist groß, und Fußball interessiert ihn nicht die Bohne. Kurz und gut, er ist Sadies Traummann. »So ganz anders als Steve«, sagt sie. »Mer, ich glaube, ich könnte mich glatt verlieben. Ist das zu glauben?«

Ich kann nicht anders, ich muss einfach mitgrinsen. Aber Sadies kribbeliges Herzrasen führt mir auch überdeutlich vor Augen, dass mir ein wesentlicher Bestandteil menschlicher Gefühlsregungen verwehrt bleibt. Wenn ich an Gavin denke, erinnere ich mich daran, wie es ist, in einer Beziehung zu sein, aber nicht, wie es sich *anfühlt*. Als sei das einer anderen passiert, die mir bloß davon erzählt hat. Mein Leben ist geteilt in ein Vorher und ein Nachher, und das Vorher ist für mich nicht mehr greifbar.

Matilda kommt in die Küche getapst, das ganze Gesicht mit

Schokolade verschmiert. Schneller, als man gucken kann, ist sie zu mir gelaufen und hat den Kopf in meinem Schoß vergraben.

»O je, jetzt bist du voller Schokoflecken!«, kreischt Sadie entsetzt und ist schon aufgesprungen. »Ich hole schnell die Feuchttücher und wische das weg. Tilly, du kleines Ungeheuer, komm her.«

»Zeig mal die Zähne«, sage ich, und sie sperrt den Mund weit auf und legt den Kopf in den Nacken, damit ich besser hineinschauen kann.

»Ist doch nicht schlimm, Sadie«, sage ich und wuschele Matilda durch die Löckchen, die mich am Kinn kitzeln. So nahe ist mir lange niemand mehr gekommen. Ich schlinge die Arme ganz behutsam um das zappelnde kleine Wesen in meinem Schoß und atme den keksigen Kleinmädchenduft ein. Und weiß nur zu gut, dass sie gleich schon wieder weg sein wird. Während Sadie in ihrer Taschenkollektion auf dem Flur herumkramt, begucke ich mir Matildas kleine Füßchen in den gestreiften Söckchen und die schokoladenüberzogenen Finger. Ich kitzele ihr das runde Bäuchlein, und sie gluckst. Ich muss auch lachen, und sie guckt mich an.

»Wow! Hast du viele große Zähne!« Sie nickt begeistert, den Mund noch immer weit aufgerissen. Die blauen Augen lassen meine nicht los, und sie hält erstaunlich still und schaut mich unverwandt an, bis Sadie wieder ins Zimmer gestürzt kommt.

»Oh, ihr beiden, wie süß ihr seid!«, gurrst sie, aber im nächsten Augenblick hat sie mir Matilda auch schon energisch aus den Armen genommen und ist mit ihr ins Wohnzimmer marschiert, und die süße Zweisamkeit ist passé. Mir wird plötzlich kalt, so ganz ohne kleinen warmen Körper auf dem Schoß. Ich ziehe mir die Pulloverärmel über die Hände und verschränke die Arme vor dem Bauch und versuche mich warmzuhalten, wo es sonst schon niemand tut. Und so sitze ich dann da, frierend und bedröppelt,

mit einem schmerzhaften Kloß im Hals, bis Sadie zu mir zurückkehrt.

Eine Stunde später sind Sadie und die Kids wieder weg, und ich folge ihren Spuren durchs ganze Haus, fege Krümel auf, wische Schokoladentatzen weg und lege alles wieder dahin, wo es hingehört. Ich weiß, wie schwer es Sadie fällt, sich zu entspannen, wenn die Kinder mit dabei sind. Sie denkt wohl, ich würde mich an der heillosen Unordnung stören, die sie jedes Mal verbreiten, tue ich aber nicht. »Bei dir könnte man vom Boden essen!«, sagt sie immer, und manchmal klingt es fast wie ein Vorwurf.

Es stimmt, aber was erwartet sie denn? Ich wohne allein mit einem äußerst reinlichen roten Kater, der sich mehrmals am Tag hingebungsvoll putzt und über tadellose Toilettenmanieren verfügt. Ein Teller und eine Gabel in der Spüle sind schnell abgewaschen. Bis mein Wäschekorb voll ist, dauert es Tage. Müll mache ich kaum. Und so oder so mag ich es nun mal, wenn alles an seinem Platz ist. Wenn um mich herum das Chaos herrscht, drückt mir das aufs Gemüt.

Aber Kinderchaos ist was anderes. Es erinnert mich daran, dass es Menschen gibt in meinem Leben, denen ich nicht egal bin. Die herkommen, zu mir nach Hause, solange ich hier bin, und ihre Spuren hinlassen. Hinter ihnen herzuräumen gibt mir eine Ahnung davon, wie es wohl als Mutter sein muss. Wie es sein muss, kleine Menschen um sich zu haben, die darauf angewiesen sind, dass man sich um sie kümmert, sie sauber und warm hält, zufrieden und behütet.

Ich wische den Küchentisch ab und denke an Sadie, wie sie eingekuschelt zu Hause auf der Couch liegt und ihr Handy angrinst. Diese ersten aufregenden Textnachrichten, bei denen einem jedes Mal das Herz hüpfte vor Glück. Ich weiß nicht, ob mein Herz je wieder hüpfen wird.

Gerade stelle ich Kehrblech und Feger zurück in den Küchenschrank unter der Spüle, als ich Matildas gelbe Schnabeltasse in der großen Zimmerpflanze in der Küchenecke entdecke. Warum sie die wohl ausgerechnet da deponiert hat? Kurz überlege ich, sie einfach dort zu lassen, damit sie sie bei ihrem nächsten Besuch wiederfindet. Aber dann nehme ich sie mit ins Wohnzimmer und stelle sie mitten ins Bücherregal. Ich möchte sie sehen, wenn ich abends hier sitze und puzzele oder ein Buch lese. Sie wirkt völlig fehl am Platz und doch irgendwie ganz heimisch.

Tag 1.222

Donnerstag, 22. November 2018

Tom mit seinem breiten Lächeln und dem Dufflecoat ist wieder da.

»Es tut mir schrecklich leid, Meredith«, sagt er, kaum, dass er auf meiner Couch Platz genommen hat. »Ich habe Ihr Emily-Dickinson-Buch vergessen.«

Mir wird ganz flau. Wäre das Buch nicht gewesen, ich hätte unsere Verabredung heute glatt platzen lassen. Ich mag Tom, aber ich habe gestern bis spät in die Nacht gearbeitet und bin heute nicht in der Laune für ein Plauderstündchen.

»Ach, nicht schlimm«, entgegne ich hölzern. »Ich mache uns erst mal einen Tee.«

Während ich dastehe und darauf warte, dass das Wasser zu kochen anfängt, starre ich mein Spiegelbild in der Ofentür an. Machen Ofentüren älter? Ich weiß es nicht, aber da liegt heute so ein seltsamer Schatten über meinem Gesicht, der mir vorher noch nie aufgefallen ist. In ein paar Monaten werde ich vierzig. Der einzige Mann in meinem Leben ist nur hier, weil er sich zum Zeitvertreib mit wildfremden Menschen anfreundet, während er sich zu entscheiden versucht, womit er zukünftig seine Brötchen verdienen will.

Ich gieße den Tee ein, staple Kekse auf einen Teller und schlurfe zurück ins Wohnzimmer, wo ich Fred auf Toms Schoß entdeckte, auf dem Rücken liegend, die Beine lang ausgestreckt und laut vor sich hin schnurrend. Augenscheinlich hat er keiner-

lei Vorbehalte mehr, Tom mit offenen Pfoten in unserem Haushalt willkommen zu heißen.

»Da mag es einer aber, sich das Bäuchlein kraulen zu lassen, was?«, meint Tom und guckt mich grinsend an.

Fred schaut kurz auf, als ich das Teetablett auf den Couchtisch stelle, dann wendet er sich wieder seinem neuen besten Freund zu.

Judas, denke ich nur.

»Wie war die Woche so, Meredith?«

Ich zucke mit den Schultern. »Wie immer.«

Tom greift nach seiner Teetasse, und Fred springt ihm vom Schoß. In einer kleinen Acht streicht er mir um die Knöchel, und ich bücke mich und kraule ihm das Köpfchen. Damit er weiß, dass ich ihm diesen kleinen Seitensprung gerade noch mal verzeihe.

»Wissen Sie, worauf ich Lust hätte? Puzzeln. Ich habe schon seit Ewigkeiten kein Puzzle mehr gelegt, zuletzt als kleiner Junge, und ich weiß nicht, ob ich das überhaupt noch kann, aber ich würde es zu gerne mal versuchen. Was meinen Sie?«

Zu meinem eigenen Erstaunen meine ich, das sei eine famose Idee. *Der Kuss* ist längst fertig, aber das Mosaikfliesenpuzzle habe ich noch nicht angefangen. Und vielleicht lenkt es Tom ja ein bisschen ab und er hört auf, mir ständig diese vertrackten Fragen zu stellen. »Möchten Sie eins aussuchen?« Ich weise auf die Schachteln in den unteren Fächern meines Bücherregals.

Schnell hat er sich für eins entschieden und zieht es resolut aus dem Regal – Santa Maria del Fiore, die prachtvolle Kathedrale von Florenz in tausend Teilen. »Ganz schön knifflig«, sage ich zu ihm. »Der Teufel steckt im Detail.«

»Ich liebe Herausforderungen«, sagt er zu mir. »Und außerdem, meine Mitspielerin ist schließlich Profi.«

Ich räume das Tablett auf den Boden und verteile die Puzzle-

stücke auf dem Tisch. »Immer mit dem Rand anfangen«, erkläre ich ihm. »Aber zuerst sortieren wir die Teile nach Farben vor. Das macht die Sache sehr viel leichter.«

Ein paar Minuten arbeiten wir schweigend nebeneinanderher und bringen Ordnung in das Chaos des florentinischen Wahrzeichens. Er sucht die helleren Teile heraus, ich die dunkleren.

»Über hundertdreißig Jahre Bauzeit«, erkläre ich derweil. »Die gigantische Kuppel gehörte von Anfang an zur Planung, aber es hat eine Weile gedauert, bis eine Möglichkeit ausgetüfelt war, sie umzusetzen, weshalb das Deckenloch jahrelang offen blieb.«

»Wow. Die Aussicht von da oben muss überwältigend sein.«

»Jetzt kommt zuerst die Umrandung«, weise ich ihn an. In Gedanken bin ich gerade ganz woanders und stelle mir vor, die vielen hundert schmalen, steilen Treppenstufen der Kathedrale bis ganz nach oben hinaufzusteigen. Wie winzig ich mir vorkommen würde, verglichen mit der Silhouette von Florenz im Hintergrund, und wie riesenhaft groß, endlich oben angekommen. Wie auf der himmelhohen Achterbahn im Camelot Freizeitpark, in der wir als Kinder mal waren. Am höchsten Punkt kommentierte Fee, was sie unten auf dem Boden erkennen konnte, und lachte sich schlapp darüber, wie winzig die Menschen waren. Ich wollte nur in den Himmel hinaufschauen.

Die Zeit verfliegt förmlich, und am Ende bleibt Tom deutlich länger als eine Stunde. »Entschuldigen Sie, Meredith. Sie haben bestimmt noch anderes zu tun.«

»Schon okay. Wenn man eine Kathedrale baut, kann man die Zeit schon mal aus den Augen verlieren.« Zufrieden begutachte ich unser Werk. Der äußere Rand ist fertig, und der Wolkenhimmel nimmt langsam Gestalt an.

Er lacht laut, ein ungewohntes Geräusch in meinem sonst so stillen kleinen Haus. »Meredith, Sie sind echt witzig.«

Verlegen hantiere ich mit dem Tablett herum. »Das hat mir noch keiner gesagt.«

»Viele scheuen sich, das Offensichtliche auszusprechen. Aber das ist eine meiner größten Stärken.« Er zwinkert mir zu. »Und noch mal sorry wegen Ihres Buchs. Ich kann es Ihnen morgen auf dem Weg vorbeibringen.«

Ich überlege kurz. »Nicht nötig. Bringen Sie es einfach nächste Woche mit.«

Tag 1.225

Sonntag, 25. November 2018

Eine Frage, die mir oft gestellt wird, ist, ob mir die Zeit nicht lang wird. Ich schwöre, das wird sie nicht. Zumindest nicht mehr als anderen Menschen auch. Manche Tage und Wochen und Monate zerrinnen mir zwischen den Fingern wie Sand. Meine Tage haben nicht mehr und nicht weniger Stunden als die aller anderen, und ich habe weder Partner noch Kinder, die mir die Zeit stehlen. Für den täglichen Weg zur Arbeit brauche ich ungefähr drei Minuten, nicht drei Stunden wie manch anderer. Und doch ist die Woche manchmal vorüber, ohne dass ich die Holzjalousien im Wohnzimmer abgewischt oder mir den abgesplitterten Nagellack von den Zehen entfernt oder den stetig wachsenden Stapel Post auf dem Fensterbrett aufgemacht habe. Es gibt immer irgendwas, wozu ich nicht gekommen bin, wie die Silikonabdichtung um die Badewanne zu erneuern oder den Kleiderschrank nach Winter- und Sommerklamotten zu sortieren. Ein Einsiedlerleben ohne viel Ablenkung zu führen heißt nicht, mehr zu schaffen als andere. Es gibt Tage, da dusche ich nicht mal.

Sonntage sind die schlimmsten, aber ich tue, was ich kann, um die bedrückende Leere zu füllen. Ich lasse mir die Zeitungen nach Hause liefern, sortiere sie nach Feuilleton, Wirtschaft, Politik etc. und verteile sie auf dem ganzen Küchentisch. Ich backe ein halbes Dutzend Scones und koche eine Kanne Tee, nur für mich alleine. Scones und Teller und Messer und Servietten, und schon

sieht es aus wie ein fröhlicher Familientisch. Hände, die nach dem Sportteil greifen oder nach der Hochglanzbeilage. Die Butterdose herumreichen und in die Himbeermarmelade krümeln. Geplapper und Gelächter und im Hintergrund das leise Summen des Radios. Ich frage mich, was Fee wohl heute macht, und ob sie an mich denkt.

Vielleicht essen sie und Lucas und Mama ja auch gerade Scones und trinken Tee. Oder gehen gemeinsam zum Sonntagsessen in den Pub. Da möchte ich nicht dabei sein, aber ich hätte Fee gerne hier. Zumindest die alte Fee. Die Fee, mit der ich mir das Schlafzimmer – und manchmal auch das Bett – geteilt habe. Die Fee, die ich zum Altar geführt habe. Die Fee, die mir ein Gefühl von Geborgenheit gegeben hat, bis dann eines Tages ganz plötzlich damit Schluss war. Für einen flüchtigen Augenblick wünsche ich sie mir so sehnlich herbei, dass es in der Brust zieht. Dann fällt mir wieder ein, wieso sie nicht hier ist, und der Scone in meinem Mund wird zu Stein.

1993

»Warum gibt es eigentlich keine Fotos von uns als Babys?«, fragte ich Fiona.

»Gibt es doch«, sagte sie.

»Gibt es?«

»Mama hat eine Schachtel im Schrank. Mit lauter altem Kram drin. Polaroids. Du und ich in der Badewanne. Du warst ein richtiger Mops.«

»Die will ich sehen«, sagte ich und überhörte den Seitenhieb.

Ich war vierzehn und hatte zum ersten Mal einen Freund. Oft gingen wir zu ihm nach Hause, und ich verbrachte viel Zeit mit ihm und seiner Familie. Unwillkürlich fing ich an, meine eigene Familie etwas kritischer unter die Lupe zu nehmen. Normal war, morgens am Frühstückstisch miteinander zu reden. Normal war, die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie wehtat. Normal waren Familienfotos.

Bei Jamies Mum waren sie überall: auf dem Kaminsims, mit Magneten an die Kühlschranktür geheftet, liebevoll in Alben geklebt und bei jeder Gelegenheit hervorgekramt, zum peinlichen Entsetzen der Kinder. Die Wand neben der Treppe war eine kleine Galerie, wo sämtliche Studiofotos (Familienporträts, Abschluss- und Hochzeitsfotos) gut sichtbar hingen, liebevoll in aufeinander abgestimmten Silberrahmen arrangiert. Ich sah Jamies Mum sie zurechtrücken, wenn sie die Treppe hoch- oder runterging, auch wenn sie gar nicht schief hingen. Diese Fotos faszinierten mich am meisten. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, Leute

könnten tatsächlich andere Leute dafür bezahlen, sich in ihrem besten Sonntagsstaat und mit frisch frisierten Haaren vor pastelligen Hintergründen fotografieren zu lassen. Das Foto von Jamie als Kleinkind auf dem Knie seines Dads, daneben seine Mum und seine große Schwester, war für mich wie ein Fenster in eine andere Welt. Alle strahlten fröhlich in die Kamera. Keine leeren Augen. Keine kaum verhohlene Verachtung.

Ich war länger mit Jamie zusammen, als ich es hätte sein sollen. Aber ich war glücklich, wenn ich bei seiner Familie war. Als wir dann schließlich doch Schluss machten, fehlte seine Mum mir mehr als er. Manchmal machte ich auf dem Weg zu meinem Job im Schnellimbiss einen kleinen Abstecher an ihrem Haus vorbei. Sogar hinter zugezogenen Vorhängen konnte ich noch die wohlige Wärme im Haus spüren. So was wünschte ich mir von ganzem Herzen.

»Erzähl mir von den Fotos«, verlangte ich und schaltete den Fernseher aus.

Fiona seufzte, drehte sich aber mit verschränkten Armen auf der Couch zu mir um. »Warum? Die sind steinalt.« Aber ich merkte gleich, dass sie nur so gleichgültig tat. Sie hatte eine diebische Freude daran, etwas zu wissen, was ich nicht wusste. Wir hatten kaum Geheimnisse voreinander, noch nicht. Solange ich denken konnte, teilten wir uns das Zimmer. Ich wusste, dass sie freitags ihren besten BH trug (lila, mit Spitze). Ich wusste, dass sie manchmal im Bett lag und weinte, wenn sie glaubte, ich schlief.

Ich zuckte die Achseln. Was sie konnte, konnte ich schon lange. »Mach, was du willst. Dann suche ich sie eben alleine.«

Sofort war meine Schwester auf den Beinen. »Ich zeige sie dir«, rief sie.

Leise schlichen wir uns nach oben. Ich weiß auch nicht, warum. Mama war beim Bingo und würde frühestens in ein paar Stunden

nach Hause kommen. Trotzdem kam es mir so vor, als wäre sie da. Sie war die knarrende Treppenstufe, der rappende Fensterahmen. Sie war überall und nirgends und alles zugleich.

Seit Monaten schon war ich nicht mehr in ihrem Schlafzimmer gewesen. Es roch nach Nagellack und Zigaretten, und der Spiegel der Frisierkommode war verstaubt. Ich drehte ihm den Rücken zu. Es war ein komisches Gefühl, mich so in ihrem Zimmer zu sehen. Willkommen fühlte ich mich hier nicht. Ich ging lieber zu meiner Schwester, wenn ich mal wieder ins Bett gemacht oder einen Albtraum gehabt hatte.

»Komm schon«, drängte Fiona ungeduldig und zog mich zum Kleiderschrank. Auf Zehenspitzen versuchte sie etwas aus dem obersten Fach zu angeln und zog schließlich eine Schachtel herunter.

Eigentlich hatte ich alles ganz in Ruhe durchgehen wollen, aber meine Schwester hatte anderes im Sinn. Kurzerhand nahm sie den Deckel von der Schachtel und drehte sie um. Zettel und Fotos flatterten auf den Boden.

»Was soll das?«, kreischte ich entsetzt und kniete mich hin, um alles wieder einzusammeln.

Fiona lachte nur. »Hier, schau mal.« Sie hielt mir ein Foto vor die Nase. »Ein dicker Mops in der Wanne.«

Ich riss es ihr aus der Hand und beguckte mir die beiden kleinen Mädchen in unserem avocadogrünen Achtzigerjahre-Badezimmer. Ich saß in der Wanne, die pummeligen Ärmchen und das runde Bäuchlein glänzend vor Nässe. Ich schaute nicht zum Fotografen hinter der Kamera, sondern sah meine Schwester an, und ich lachte. Fiona war bei mir in der Wanne, aber sie stand da, die Arme in die Luft gereckt, und posierte für die Aufnahme. Ich war klein und moppelig, sie groß und dünn. Eine Erinnerung: wir beide vor einem elektrischen Kaminofen, in warme Handtü-

cher gewickelt, wie wir etwas Heißes, Süßes aus Bechern schlürfen. Und dann, wie Fiona nach dem Abtrocknen das Handtuch fallen lässt, auf der Stelle herumhopt und kreischt: »Zähl meine Rippen! Zähl meine Rippen!« Ich weiß nicht mehr, ob sie mich damit meinte oder jemand anderen. Ich kann mich nicht daran erinnern, ob noch jemand bei uns war, aber wir müssen noch zu klein gewesen sein, um uns den heißen Kakao selbst zu kochen. Jemand muss uns die Handtücher vorgewärmt und uns Nacktfrösche dann eingewickelt haben wie menschliche Rouladen. Aber da klafft eine Lücke in meiner Erinnerung.

Ich wollte Fiona nicht fragen, ob sie noch wusste, wer sich um die heißen Getränke und das wärmende Feuer gekümmert hatte. »Erinnerst du dich noch daran, als das gemacht wurde?«

»Nö.« Fiona langweilte sich längst und spielte mit der Schminke auf Mamas Frisierkommode herum. Gerade hatte sie den roten Lippenstift bis zum Anschlag herausgedreht und schminkte sich damit den Mund, den Blick fest auf ihr Spiegelbild geheftet.

Ich legte das Badewannenbild beiseite. Das würde ich mitnehmen, hatte ich beschlossen. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass Mama sich diese Erinnerungen an längst vergangene Zeiten je ansah, geschweige denn merken würde, wenn eins der Fotos fehlte. Meine Wangen fingen an zu glühen; ich war wütend. Fotos gehörten nicht in alte Schuhkartons gestopft und hinten im Schrank versteckt. Die gehörten gerahmt auf Kamin- simse oder auf Kühlschränktüren oder eingeklebt in Fotoalben und allzeit zur Hand. Ich fragte mich, warum sie die überhaupt aufhob. Ob sie sie gemacht hatte? Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass sie uns je zugerufen hätte, für ein Foto zu lächeln oder in die Kamera zu gucken. Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass wir uns je um ein Polaroid gedrängt und gebannt darauf gewartet hätten, dass geisterhafte Gesichter und Gliedmaßen

